

Salferische Zeitung. Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Bezugs-Preis... Halle, Mittwoch 14. November 1894.

Nummer 535. Halle, Mittwoch 14. November 1894. Berliner Bureau: Berlin, Friedrichstraße 83. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.)

Berlin, 13. November. Die hannoversche „Sulsta.“ berichtet, daß in Schaumburg die Bekr., welche in letzter Zeit ihre dritte Referenz absolviert haben, mit dem Patente...

Paris, 13. November. General Duhâgne, Kommandant von Besfort, ist zum Chef der Expedition nach Madagascar ernannt worden mit dem Oberkommando über die Land- und Seetruppen.

Wegen Eödrung des telephonischen Betriebes konnten und die letzten Depeschen nicht mehr übermittle werden.

Deutsches Reich.

* Am Dienstag früh 7 1/2 Uhr unternahm die Majestäten einen gemeinsamen Spazierritt. Um 9 Uhr hörte der Kaiser den Vortrag des Chefs des Militärkabinetts und empfing darnach den Präsidenten des Oberlandesgerichts in Celle, Schönschild, und den preussischen Gesandten am großherzoglich weimarschen Hofe, Holshausen.

* Die Kaiserin begab sich am Dienstag Vormittag nach Berlin und wohnte der Einweihung der neuen Plänen des Marstark Prof. Wolff erbaute Kapelle des Elisabeth-Kinder-Hospitals in der Hohenzollernstraße.

* Der Reichsgerichtspräsident Hohenlohe hat die Audienzgebäude, welche ihm zu Ehren von den Vereinen und der Bevölkerung Straßburgs geplant ist, angenommen und den Wunsch ausgesprochen, daß dieselbe in der Welt eines Champignons am Sonntag, den 18. d. Monats, 11 Uhr stattfinden möge.

Die Ernennung des Präsidenten des Oberlandesgerichts in Celle, Schönschild zum preussischen Justizminister kann jetzt wohl als feststehend betrachtet werden. Aus allen Mittheilungen über die Persönlichkeit des bisher in der Offentlichkeit kaum hervorgetretenen Mannes läßt sich schließen, daß diese Ernennung eine sehr glückliche ist.

* Aus Mittheilungen, die uns aus Celle und aus Kassel, wo Herr Schönschild eine Reihe von Jahren als Landgerichts-Präsident wirkte, zugehen, entnehmen wir, daß von einer bestimmten politischen Stellungnahme desselben niemals etwas zu bemerken war. Er habe sich wie ein Mann von angesehener, verbindlicher Befehr oder großer Zurückhaltung gezeigt; in der Behandlung der Rechtsfälle sei innerhalb des Gerichts habe er Feindseligkeit und Parteilichkeit vermieden.

* Aus besser Quelle wird dem „Ann. Cour.“ behauptet, daß die vom „Vol.“ gebrachten Mittheilungen über den Abschied des Grafen Caprivi zutreffend sind. Graf Caprivi habe den Auftrag erhalten, den ganzen Inhalt der zwischen dem Kaiser und ihm am 23. Oktober geschlossenen Unterredung dem Grafen Culenburg mitzutheilen, daß diesen Auftrag aber nicht vollständig ausgeführt, sondern dem Grafen nur davon Kenntniß gegeben, daß der Kaiser ihn, den Reichskanzler, seines Vertrauens verächtlich habe. Darauf reichte Graf Culenburg seine Entlassung ein.

* Das Staatsministerium trat am Dienstag Mittag 2 Uhr in seinem Dienstgebäude am Leipzigerplatz zu einer Sitzung zusammen. Den Vorsitz führte in Abwesenheit des Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürth der Reichspräsident des Staatsministeriums, Herr v. Wittich. Dem Vernehmen nach fanden Landtagsvorträge zur Beratung.

* Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der neue Reichskanzler mit der größten Sparlichkeit ausgestattet ist. Erhebliche neue Ausgaben werden niemals verlangt werden, am wenigsten im Militärstat. Höchstens im Marineetat werden vielleicht einige neue Aufwendungen gefordert werden, die durch die Erfahrungen der jüngsten Zeit, die wachsende Anspannung...

nahme deutscher Kriegsschiffe für den überseeischen Dienst und den für die notwendigen Zwecke oft nicht ausreichenden Bestand unserer Flotte gerechtfertigt und wünschenswert ist. Mit ganz derselben Sparlichkeit wird jedenfalls auch der preussische Etat und diejenigen der andern Bundesstaaten aufgestellt werden.

* In Bezug auf den Geklemtentwurf, betreffend die Umgestaltung des Borsenwesens, der bekanntlich dem Bundesrat hinüber gegeben wurde, haben sich, wie aus anscheinend gut unterrichteten Kreisen verlautet, die Vertreter des Reichs und der Bundesstaaten namentlich über zwei wichtige Punkte vollständig geeinigt: über die Einführung einer strengeren staatlichen Aufsicht über die Börse und über die Einführung der Börseregister, letztere nicht allein, wie die Börse-Comité-Kommission vorgeschlagen hatte, für die Produktbörsen, sondern auch für die Fondsbörsen.

* In der Abredeung der gegenwärtig in Frage stehenden anderweitigen Regelung des Kommunalvertrages äußert die „Nord. Allg. Ztg.“: „Es dürfte angezeigt sein, darauf hinzuweisen, daß falls die kommunalen Vertretungen beschließen, welche den Grundgedanken des neuen kommunalen Vertrages nicht entsprechen, auf eine Beschickung derselben, soweit eine solche nachgelagert werden muß, nicht zu rechnen sein würde.“

* Es stellt sich jetzt heraus, daß in den Wahlkreisen Altfriethen und Hohenlohe, wo der Verlust der Mandate der bisherigen Mandatsträger vorerwegen befürchtet werden angenommen werden mußte, diese Befürchtung unbegründet ist, da es sich überhaupt nicht oder wenigstens nicht um staatliche Remunerationen handelt.

* Die diplomatische Mission beauftragt einer Friedensvermittlung zwischen China und Japan dauert fort. Dem deutschen Auswärtigen Amte wurde die bezügliche Anweisung Chinas vorgelesen von dem chinesischen Gesandten Sir Wang-Cheng und bereits am Freitag Abend um 10 Uhr nach Berlin am 13. d. Monats wieder zurückgeführt. Ueber das Ergebnis seiner beim heiligen Stuhlgarten Ante gemachten Vorstellungen hat der Gesandte nach Berlin telegraphisch berichtet.

* Ueber die Vorgänge in Deutsch-Südwestafrika wird, der „Nat.-Ztg.“ zufolge, aus Kapstadt berichtet, daß am 23. Oktober die Kap-Regierung ausführliche Depeschen von der Waldfisch-Bai über die Unternehmung des Hauptlings Witbooi unter die deutsche Regierung erhalten habe und eine Abschrift der Proklamations, worin über die zukünftige Entscheidung des Hauptlings und seines Stammes bei Oibon Verfügung getroffen wird. Die Berichte über den Verlauf der Kämpfe vor der Unternehmung sind unvollständig und theilweise widersprechend; von einer Gefangennahme Witboois melden auch sie nichts.

Rußland. Die russische Auslandspolitik unter Kaiser Nikolaus II.

Es ist einleuchtend, daß die russische Auslandspolitik sich in Nahem bewegen muß, welche die Erwerbung der sibirischen Ostbahn nicht direkt zum Ziel hat. Unter diesem Gesichtspunkte harmonisiert die Betonung des friedlichen, festen und lokalen Charakters der russischen Auslandspolitik mit der Versicherung, daß Rußland bemüht sein werde, mit allen Mächten freundschaftliche Beziehungen zu pflegen. Selbst für ein Reich mit den früher unerreichbaren Mitteln, es ist kaum zu erwarten, daß es irgend ein Ziel, das nicht zu sagen unmögliches Regimen fin, gleichgültig an der Ent-

wicklung des inneren Wohlstandes und an der Verwirklichung hochfliegender Pläne der äußeren Politik zu arbeiten. Kaiser Alexander III. verlegte den Schwerpunkt seines Regimentspolitiks in die innere Politik. Da soll er, nach dem Willen seines Nachfolgers auf dem Thron, auch ruhen bleiben.

Die Kaiserinmutter. Wie die „Allgemeine Zeitung“ aus Petersburg meldet, verläuft dieselbe, daß die Kaiserin vor ihrer Arie zum Thronerfolge ihren Vater, den König von Dänemark, begleitete und einige Wochen in Dänemark Aufenthalt nehmen werde.

Die Leiche des Grafen in Petersburg. Gestern um die vierzehnte frühste Stunde ist die irdische Hülle des toten Grafen gegen Vormittag 10 Uhr in Petersburg eingetroffen. Nach im letzten Augenblick war, wie uns aus Petersburg telegraphisch wird, leitens der Petersburger Polizei aus unbefangenen Gründen der Versuch gemacht worden, die Bevölkerung über die Anwesenheit ihres zu führen; man hatte sogar das Gerücht verbreitet, das Begräbnis sei stündlich geändert worden und die Leiche des Grafen würde heute gar nicht erwartet. Dieses Gerücht der russischen Behörden gehört zu jenen merkwürdigen Erscheinungen in Rußland, für die man im übrigen Europa nur noch ein Kopfschütteln hat.

Der Leidenzug. Der Leidenzug des Kaisers Alexander III. bewegte sich in einer Ausdehnung von 8 Werst dem Mensch-Projekt entgegen, dann, wie im Programm vorgelesen, über den Admiralitätspark und den Universitäts-Quai an der Börse nach dem Alexander-Bark eingezogen. Es war bereits gegen 1/2 Uhr, als die Leiche des Kaisers unter dem Donner der Feuerschüsse an ihrem Anhalten, der Peter Pauls-Kathedrale anlangte. Zunächst seinen Ausgangspunkt, dem Mostar Bahnhof, wurde der Trauerzug von der dort belegenen Kirche mit Gesäßen empfangen, die Gesäße selbst war herangezogen, der Trauerzug hielt an und eine große Menge wurde geleitet. Vor dem Nikolaus-Palais, dem Wohnsitz des verstorbenen Kaisers, war ein weiterer Aufenthalt gemacht und Gebete wurden in seiner Absicht verrichtet, auch vor der Kathedrale und der Josef-Kathedrale, sowie schließlich vor der historischen Dreifaltigkeitskirche, in der Nähe der Peter Pauls-Feier, fand der Zug stille zu kurzen Gottesdiensten.

Der Minister des Auswärtigen über die Lage in Madagaskar. In der Rede, welche der Minister des Auswärtigen, Hanotiau, gestern in der Deputiertenkammer gehalten hat, legte er ausführlich die gegenwärtigen Beziehungen Frankreichs zur Regierung und die Lage in Madagaskar dar und führte aus, daß die Regierung die Absicht habe, die Franzosen gegen die Anwesenheit der dortigen Fremden frei zu lassen. „Unter Umständen ist eine vollständige“, sagte der Minister, nachdem er sich mit Deutschland und England unterzeichneten Conventionen erinnert hatte (Beifall). „Keine Intervention kann hervorgerufen und keine ist hervorgerufen. Woher ist uns die Freiheit und Souveränität der anwesenden Franzosen höherer Güte gewährt, das auch in Zukunft keine Intervention zu erwarten ist.“ (Erneuter Beifall). Der Minister betrug dann die allgemeine politische Lage in Europa, indem er auf einige ausgesprochene Erklärungen gleicher Natur anhielt, welche noch nicht abgegeben seien. Man könne sich jedoch von dem Ausgange der gegenwärtigen Streitfrage als einer ersten Expedition zu engagieren, deren



(Nachdruck verboten.)

[35] Die quade Foelke.

Roman aus der Emſgau. Von F. Klink-Lütetsburg.

Die Unterredung fand ohne Zeugen ſtatt. Hellwald und Buddenberg hatten die Erlaubniß, daß einer ſolchen Ausnahme ſtattgegeben wurde, erwirkt.

Die Begegnung war eine minder aufregende für Foelke, als dieſe ſelbſt und auch ihre Freunde gefürchtet, wenn ſie auch vor dem Anblick zurüchſtrat, den Bernd Bruns gewährte. Welch' eine fürchtbare Veränderung war in einer ſo ſehr kurzen Zeit mit ihm vorgegangen! Die hünenhafte Geſtalt des unſeligen Mames ſchien förmlich zuſammengekrümpt.

Er ſtarzte ſie anfangs finſter an, dann blickte er vor ſich nieder — ihr Ausſehen mochte ihm ein Vorwurf ſein. Doch nein, nicht dieſes machte Eindruck auf Bernd, andere Gedanken hatten ihn ergriffen und ließen ihn die Fauſt zornig zuſammenballen.

Er war beſiegt — von ihr. Der Grimm ſchnürte ihm die Kehle zuſammen und ließ ihn ſeine Hoffnungen vergeſſen, die er an dieſe Begegnung geknüpft. Ihm gegenüber ſtand eine Dame, wie ſie ihm nur in der Stadt entgegengetreten waren. Ihre Trauertouillette ſchien eigens beſtimmt, die Vorzüge ihrer anmuthigen, vornehmen Erſcheinung in das rechte Licht zu ſtellen. „Bernd, Du haſt eine Unterredung gewünscht“, unterbrach Foelke zuerſt die reinigende Stille.

Er entgegnete nichts auf dieſe Worte, die ihn reizten, er wußte ſelbſt nicht warum. Welcher Art mochten ihre Gedanken über ihn ſein? Ah, bah! Als ob ihn das kümmern konnte! Nun hob er den Kopf empor, ſein buſchiges, rothes Haar ſchien ſich zu ſträuben, in ſeinen Augen glühte förmlich der Haß.

„Was kannſt Du von mir wollen?“ fuhr die junge Frau, auf die Bernd's ſichtlich gereizte Stimmung befreiend wirkte, fort. „Das fragſt Du? Hat es Dir der Rechtsanwält Hellwald nicht geſagt? Ich möchte doch wiſſen, wie weit Du es treiben willſt.“

Foelke's zweite Frage hatte Bernd zu ſich ſelber gebracht und ihn daran erinnert, was alles von dieſer Begegnung für ihn abhängig war. Die junge Frau trat ihm obendrein ganz anders entgegen, als er ſie zu ſehen erwartete. Während der kurzen Zeit ſeines Zuſammenlebens mit ihr hatte er ſie in beſonders aufregenden Momenten mehr als einmal faßungslos geſehen. Die Ruhe, welche ſie in dieſem Augenblick zur Schau trug, ſchien ihm der Durchführung ſeiner Abſichten nicht beſonders günſtig.

Die Ueberzeugung wirkte ernüchternd auf ihn. Wenn er in begonnener Weiſe fortfuhr, hatte er das Schlimmſte zu befürchten.

„Rechtsanwalt Hellwald hat mir geſagt, daß Du eine Begegnung mit mir wünſchteſt und eine vollſtändige Ausſöhnung hoffteſt“, entgegnete die junge Frau, noch immer ruhig.

„Nun? Und — Du wollteſt mir in der That vergeben?“ Die Frage war ihm, im erſten Erſtaunen, wider Willen über die Lippen gekommen. Das Blut ſieg ihm in das ſahle Geſicht. Einen derartigen ſchnellen Erfolg hatte er nicht erwartet.

Foelke's Brauen aber zogen ſich leicht zuſammen, und finſter entgegnete ſie:

„Ich habe Dir vergeben, obwohl es mir nicht leicht geworden iſt. Mich hat immer gebüht, das am ſchwerſten zu erfüllende Gebot ſei: Liebet Eure Feinde — thut wohl Denen, die Euch ſuchen. Hätteſt Du Dein Ziel erreicht und nur der Schatten eines Verdachtes wäre auf der Mutter meines toden Kindes haften geblieben — ich würde Dir nie vergeben haben. Gottes Barmherzigkeit allein hat meinen Haß hinweg gelöſcht in derſelben Stunde, als ich von einem entſetzlichen Verdacht befreit daſtand. Ich habe keinen Haß mehr gegen Dich, ſondern den

innigen Wuſch, daß es Dir gelingen möge, Dich von der Anklage, welche gegen Dich erhoben worden iſt, zu befreien.“

Nur mit Mühe hielt Bernd Bruns an ſich, ſein Blut gährte und er ſenkte den Blick zu Boden, um den Ausdruck glühender Haſſe zu verbergen, der in ſeinen Augen auſloderte. Dieſe Sphäre!

„Das wird von Dir abhängen“, kam es bebend über ſeine Lippen. „Mein Schickſal liegt in Deiner Hand. Nur Dein Zeugniß kann mich zu Grunde richten. Mache von Deinem Rechte als Ehefrau Gebrauch und verweigere es!“

„Dadurch würde ich Dir nur ſchaden.“

„Du willſt nicht? Du willſt gegen mich zeugen?“

„Ich kann nicht gegen Dich ausſagen, Bernd, denn ich habe nicht einmal den Glauben an eine Schuld, wie man ſie Dir zur Laſt legt. Es iſt mir nicht ſchwer geworden, eine Erklärung für Dein Verhalten zu finden, wenn ich ein ſolches auch niemals billigen kann. Du hatteſt, wie gewöhnlich, zu viel getrunken, und wußteſt nicht, was Du in Deiner Trunkenheit gethan und geiprochen. Dein Urtheil über mich iſt kein gutes geweſen, wie Du zur Genüge bewieſen. Wie Wolberich Heymann dazu gekommen, Deine Ausſagen zu beſtätigen, weiß ich allerdings nicht. Sie lag ſchon über eine Stunde im Bette, als das Unglück geſchah.“

„Und was willſt Du ausſagen — ja, ich kann mir's ſchon denken. Daß Du mir damit den Garaus machſt, weißt Du ganz genau und daran liegt Dir ja auch nur. Dann bin ich über Seite und — Du frei. Deiner Heirath mit dem Wilhelm, dem Schleicher, ſteht nichts mehr im Wege.“

Bernd war, während er ſo ſprach, unnatürlich ruhig, er machte den Eindruck eines völlig Gebrochenen, der er in der That vorübergehend war. Der Gedanke an die Verwirklichung der von ihm ausgeſprochenen Wahrſcheinlichkeit raubte ihm förmlich die Beſinnung.

„Du irriſt, Bernd, Wilhelm und ich haben nichts miteinander zu thun“, ſagte Foelke mit erzwungener Ruhe, denn ſchon wieder fühlte ſie eine Anwandlung von Schwäche, die ihr mehr als einmal im Leben verhängnißvoll geworden war. „Ich habe den erſten Willen, Dich zu retten, und hege die feſte Ueberzeugung, daß meine Ausſagen Dir eher zum Nutzen als zum Schaden gereichen werden.“

Er wiſchte die Schweißtropfen ſich von der Stirn, welche die Anſt, von der er ſich ergriffen fühlte, darauf hervorgerbracht, während die junge Frau fortfuhr:

„Welchen unvortheilhaften Eindruck würde die Verweigerung meines Zeugniſſes machen! Die Richter müßten zu der Vermuthung ſich gedrängt fühlen, daß ich etwas zu verbergen wünſchte. Ich habe aber nichts zu verheimlichen und will es nicht haben.“

„Das heißt — Du willſt Dich ganz rein waſchen?“

„Dazu fehlt mir jede Veranlaſſung. Ganz unbeeinflußt bin ich in meinem Entſchluß allerdings vielleicht nicht. Dein ganzes Verhalten mir gegenüber hat mir gezeigt, daß ich nicht nur Pflichten gegen Dich und andere Menſchen, ſondern auch ſolche gegen meine eigne Perſon habe. Ich will den ehrlichen Namen meines Vaters, der auch wieder der meine ſein wird, rein erhalten, nicht der leiſeſte Verdacht von einem begangenen Unrecht ſoll jemals wieder darauf fallen.“

„Du willſt die Scheidung aufrecht erhalten?“ fragte er athemlos.

„Ja“, entgegnete ſie ohne Beſinnen.

„Auch wenn ich freigeſprochen werde?“

Sie ſah ihn verwundert an. Die Wahrſcheinlichkeit einer Verurtheilung, welche Hellwald ihr vor Augen geführt, hatte ſie wieder verworfen.

„Deine Freipredung, die gewiß erfolgen wird, kann an dieſem Entſchluß nichts ändern. Wir Beide gehören nicht zuſammen. Dir iſt das Leben an meiner Seite eine Laſt geworden, jede andere Frau, als ich, hätte Dich beſſer zu leiten ver-

standen. Ich aber will fortan allein und im Frieden bleiben, der mir nothwendig ist."

"Foelke — das — das könntest Du thun?"

Er taumelte von seinem Sitz empor, jeder Blutstropfen schien aus seinem Gesicht gewichen. Er machte ihr einen Eindruck, der sie erschauern ließ, so gebrochen und verfallen sah er aus. Der Gedanke an die Möglichkeit, mit diesem Manne wieder unter einem Dache zu wohnen, verwirrte förmlich ihre Sinne. Bernd aber fuhr fort:

"Und was wird aus mir? Ich habe durch den Brand viel verloren, auch durch andere Dinge. Ich brauche Geld, um wieder auf die Beine zu kommen."

"Ich will es Dir geben, soviel Du willst und soviel ich geben kann," kam es mühsam über ihre Lippen.

"Mit Geld allein ist mir nicht gebient. Meine Ehre und Reputation ist dahin", fuhr er mit sichtlich gesteigerter Unruhe fort. "Was soll aus mir werden? Dein Vater hat mich auf die Bahn geführt. Wäre ich nicht aus meinen Verhältnissen gerissen, so würde ich nicht in Versuchung gerathen sein und säße jetzt nicht hier. Er allein ist schuld, und Du willst mich nun vollends zu Grunde richten."

"O, Gott!" rief sie wie von Angst gequält hervor. Er wälzte die Schuld von sich ab und auf den todtten Vater und vielleicht fehlte ihm nicht ganz die Berechtigung dazu. Sie warf einen scheuen Blick auf den elenden Mann, dessen zitternde Hand den Tisch erfasst hatte, als wolle er sich daran halten. Doch plötzlich fehrte die Farbe in ihre bleichen Wangen zurück. Sie that einen tiefen, erlösenden Athemzug. Schon hatte sie sich wieder von einer ungeligen Schwäche ergriffen gefühlt, der sie im nächsten Augenblick zum Opfer gefallen sein würde. Doch nein! Wenn sie nachgab, welche Folgen würde eine solche zwecklose Nachgiebigkeit haben?

"Der Vater hat Dein Bestes gewollt und wenn Du in der Stadt Dich von bösen Buben locken lässest, so würdest Du auch auf dem Lande ihres Gelichters gefunden haben. Ich aber habe Dir gegenüber meine Pflichten nach besten Kräften erfüllt, so schwer Du es mir auch gemacht hast. Weder der Vater noch ich haben Dich in diese Lage gebracht, wer sie verschuldet, kannst Du selbst beurtheilen. Ich habe es nicht an Bitten fehlen lassen, um Dich auf den rechten Weg zu führen; alles wäre gut geworden, wenn Du dem Trinken entsagst hättest und nicht der bösen Stimme gefolgt wärest, die Dich ins Verderben geführt. Nein, Bernd, auch ich habe Dich nicht zu Grunde gerichtet und will jetzt noch thun, was ich kann, Dich zu retten. Muß diese Rettung aber durch ein Zusammenleben mit Dir erkauft werden, dann darfst Du sie von mir nicht erwarten. Die Scheidungsfrage soll ruhen, bis Dein Schicksal entschieden ist — das will ich Dir versprechen, aber weiter auch nichts. Knüpfe an dieses Versprechen keine anderen Erwartungen, als die zu rechtfertigen ich beabsichtige. Ich will Dir in dieser Zeit beistehen, so gut ich

kann und soweit es mit meiner Ehre sich vereinigen läßt. Du sollst nicht über mich klagen dürfen. Bei einer späteren Auseinandersetzung wirst Du nicht zu kurz kommen; das Vermögen, welches der Vater hinterlassen, ist groß genug, um Dir gründlich auszuhelfen zu können. Nachher aber muß jeder von uns seinen eigenen Weg gehen und nicht zum zweiten Male würdest Du auf einen weiteren Beistand noch zu rechnen haben."

Bernd Bruns schlief in der darauf folgenden Nacht nicht. Nachdem Foelke ihn verlassen, hatte er stundenlang regungslos auf dem Holzschemel gesessen und starr vor sich niedergeblickt. Ihm war eigen zu Muth. Die Unterredung, welche er gehabt, war so ganz anders verlaufen, als er sie sich gedacht. Ueber die Ursache täuschte er sich nicht. In Foelke hatte ihm eine Andere, — Fremde gegenüber gestanden. Von den Seelenkämpfen, die einen Wandel in ihr geschaffen, verstand Bernd Bruns nichts, er war geneigt, der ihm an Foelke aufgefallenen Veränderung andere Motive zu unterstehen, die ihn lebhaft beunruhigten. Er hatte nichts von der alten Weichmüthigkeit an ihr bemerkt, die ehemals oft genug seinen beißenden Spott herausgefordert. Welch eine Freude wurde es ihm heute gewesen sein, wenn er die äußere Spur einer Erregung an ihr wahrgenommen haben würde!

Aber nichts Derartiges. Was sie ihm gesagt, wäre wohl geeignet gewesen, ihn zu beruhigen. Sie versprach ihm, Alles zu thun, was in ihrer Macht war, sein Schicksal zu verbessern.

XVI.

Zwei Tage vor den öffentlichen Verhandlungen gegen den Landwirth Bernd Bruns hatte man diesen todt in seiner Zelle gefunden. Die anfängliche Vermuthung, daß er seinem Leben ein gewaltthames Ende bereitet, erwies sich als eine irrthümliche; die Obduktion ergab vielmehr zur Genüge, daß Störungen der Gehirnfunktionen und in der Ernährung einen vorzeitigen Tod herbeigeführt hatten. Sein Ende war ihm selbst offenbar nicht unerwartet gekommen. Schon seit Tagen hatte er weder Speise noch Trank zu sich genommen, aber hartnäckig Kranksein gelehnet. Seinem Verlangen nach Schreibmaterialien hatte der Wärter nicht entsprechen dürfen, aber auf die dringenden Bitten des Gefangenen demselben die Zuficherung gegeben, am folgenden Morgen durch seine Frau eine mündliche Bestellung an Frau Bruns ausrichten zu lassen, mit welcher ihn Bernd beauftragt.

Die Botschaft hatte Foelke erst viele, viele Tage später empfangen. Sie trug aber nicht wenig zur Beschwichigung des Sturmes bei, den die Nachricht von dem unerwarteten Tode des Unglücklichen in ihr entfesselt, wenngleich sie keinen Schmerz über denselben empfinden konnte.

"Es sei der beste Ausgang für ihn — aber auch für sie. Er habe nicht gedacht, daß ihm ein solcher in seiner großen Noth zu Hilfe kommen werde. Sie solle ihn neben seinem Kinde begraben lassen." (Fortsetzung folgt.)

acht Chinesisches.

Das chinesische Seekriegswesen oder, genauer ausgedrückt: der Mumpitz, der sich chinesisches Seekriegswesen nennt, schildert eine soeben in Kiel erschienene Schrift „Unter chinesischer Flagge“ nach den Erlebnissen eines ehemaligen deutschen Seeoffiziers, welcher im Jahre 1885 die drei vom Vulcan für China gebauten Panzerschiffe nach China geleitete und dort ein halbes Jahr instruktionshalber verblieb. Ein paar Monate lang waren die chinesischen Offiziere zu ersten Uebungen mit den Schiffen nicht zu bewegen; es wurde immer geschauert und gepust, dennoch aber aller Unrath auf Deck geworfen. Da die Schiffe sonderbarer Weise ganz nach deutschem Muster eingerichtet waren, fanden sich Küche und Back-Apparat vor. Letzterer wurde, da die Chinesen kein Brod essen, viel weniger baden, in Stücke zer schlagen und ans Land geworfen und an Stelle dessen eine besondere Reisküche aufgestellt. Eine andere allerdings überraschende Aenderung an der Messeinrichtung entstand durch Entfernung des obern Aufstages des schön geschnittenen Buffets, welches an der gegenüberliegenden Wand behufs Umänderung in einen Altar angebracht wurde, auf dem stets später die schwelenden Opferstäben und die obligaten Götteropfer standen. Andern Einrichtungen ging es nicht viel besser; die vorhandenen Tische und Bänke wurden zum Theil als Nutzholz verarbeitet, da die Matrosen zu vier und sechs Personen gemeinschaftlich an Deck sitzend ihre Speisen aus denselben Gefäßen verzehrten. Das heißt: der Kommandant überlegte, in wie weit er die zur Unterhaltung des Schiffes genehmigten Gelder zu seinem Vortheil

ausbeuten könne, und die erste Aenderung war denn die Fortnahme der vorhandenen Leuchter in allen Kajüten und Kammern, an deren Stelle höchst simple Dellampen angebracht wurden, da sonach die ersparte Ausgabe für Lichte ihm zu Gute kommen mußte.

Nachdem die Schiffe sechs Monate in ihrem Besitz waren, entschlossen die Chinesen sich endlich, allerdings mit Zittern und Zagen, die Geschütze zu probiren. Die Vorbereitungen waren am frühen Morgen schon getroffen, und vorzugsweise legte man Gewicht auf Entfernen aller Deckfenster, da man befürchtete, die Schiffe würden beim Abfeuern so großer Kanonen (30,5 Centimeter) mindestens aus dem Leim gehen und der Commandant hätte ja die Scheiben bezahlen müssen. Der Kapitän ist nämlich für allen Schaden in der Regel verantwortlich und muß ihn ersetzen, wenn nicht genau bewiesen wird, daß durch höhere Gewalt oder durch fehlerhaftes Material der Schaden herbeigeführt wurde. Nun hält er sich wieder an seine Untergebenen und zieht sie zur Entschädigung heran. Als beim Ankerlichten auf dem Admiralschiff einst der Anker unter dem Sporn hatte und da dieses nicht gleich bemerkt wurde, während die Maschine noch arbeitete, ein Triebbad brach, mußte einfach der das Manöver leitende Offizier den ganzen Schaden ersetzen.

Die ganze Munition war schon lange Zeit vorher, ehe die Schiffe selbst dort waren, mit einem Handelschiff nach China transportirt und bei den damaligen Kriegsjahren an verschiedenen Orten in einzelnen Häfen abgeliefert worden. Als nun die Ausrüstung mit Munition erfolgen sollte, fehlten einzelne Theile; vor allen Dingen aber befanden sich die Geschosse in einem Zu-

stande, wie ich es nie gesehen und geahnt hätte. Dieselben lagen im Schmutz und Sand, über Steine und Felsen gerollt da und kein einziger Führungsring war unverletzt. Bei der Verladung an Bord wurde nun eben so rücksichtslos damit umgegangen und den Cartouchen wäre es nicht besser ergangen, wenn dieselben nicht in Kisten verpackt gewesen wären. Die für die 15-Centimeter-Geschütze vorgeschriebenen Cartouchen waren überhaupt verschunden.

Desgleichen sorglos und unbefümmert um etwaige Unglücksfälle wird beim Bewachen von Munition oder Munitionsräumen verfahren. Ein ehemaliger preussischer Artillerie-Offizier, welcher sich an Bord in chinesischen Dienste befand, theilte mir mit, wie er einst bei Munitions-Arbeiten zwei Leute auf einem offenen Pulverfaß sitzend und ihre Pfeifen rauchend angetroffen habe, welche denn auch, kurz nachdem er sie vergeblich auf diese Thorheit aufmerksam gemacht, bei erfolgter Explosion getödtet wurden. An Bord der Schiffe wird nun ein wenig mehr Aufsicht ausgeübt, doch ist es nicht die Sorge um Menschenleben, nein, es ist wieder der Geldpurr, der in Frage kommt, denn der Kommandant muß nicht nur die etwaigen Schäden ersetzen, sondern er muß auch an die Familie der Verunglückten eine Geldsumme aus seiner Tasche zahlen und das ist ihm unangenehm.

Während der sechs Monate wurde nur in Kiellinie oder in zwei Divisionen gedampft, eine andere Formation fand nicht statt, obgleich an Bord eine Abschrift der englischen Evolutions-Vorschriften vorhanden war. Für mich als Seeoffizier und gewohnt, im Geschwader nicht nur Evolutions zu üben, sondern auch vor allen Dingen in geordneter Weise in Häfen einzulaufen, war es geradezu widerlich, diese Spielerei mit den Schiffen ansehen zu müssen. Sobald man sich dem Ankerplatz näherte, wurde das Signal gegeben: „Ankern nach eigenem Ermessen“, und sofort bemühte sich jeder Kapitän, unbefümmert um den Admiral, einen möglichst seinen eigenen Interessen entsprechenden Ankerplatz einzunehmen. Wie wild tobten die Schiffe auseinander und schnüfften ihre Anker fort, sobald sie glaubten, daß es günstig sei, ja es ereignete sich das in andern Marinen Unerhörte, daß einmal der Flagg-Kapitän weit zurückblieb und ankerte, auch ablehnte, näher an die andern Schiffe zu gehen. Der Admiral, dem die weite Bootfahrt unbequem sein mochte, schimpfte, beklagte sich bei mir über seinen ungehoramen Kapitän, und während er dem ersten Offizier die Befehle ertheilte, wieder Dampf zu machen und näher an die andern Schiffe des Geschwaders zu gehen, was auch geschah, setzte sich sein Kapitän wie ein dummer Schulknabe schmolend in seine Kajüte.

Bei Besetzung von Stellen, Kommandos ist erstens Protektion und zweitens Geld ein Hauptforderniß, und so kommt es denn vor, daß sich oft Leute in Stellungen befinden, die von der dazu gehörigen Thätigkeit keine Ahnung haben. Doch man weiß sich zu helfen. Ein Kapitän engagierte sich einen Mann, der als Matrose jahrelang auf einem Lootsenfahrzeug dieses Revier und die Küste dort befahren. Er uniformirte ihn und der Mann mußte auf der Brücke, neben dem Kapitän stehend, die Leitung des Schiffes übernehmen. Das Scherzhafte der Sache war aber, daß, wenn der Admiral oder sonst ein hoher Mandarin an Bord sich befand, dieser Mensch nicht auf der Brücke sein durfte, dagegen vorn auf der Back seinen Platz dann einnahm und von dort durch Hinübergehen von einer zur andern Seite dem Kapitän hierdurch anzeigte, nach welcher Seite das Schiff zu drehen, während er durch Stillstehen in der Mitte anzeigte, daß der anliegende Kurs der richtige sei.

Was die Auswahl der Mannschaften betrifft, so bemüht sich jeder Schiffs-Kommandant, nur solche Leute zu nehmen, die möglichst aus derselben Gegend, wie er selbst stammen, und da in China, wie bekannt sein dürfte, sehr ausgedehnte Verwandtschaften existiren, ist es denn der Fall, daß unter den Matrosen sowie Heizern Bettler und Brüder der Offiziere dienen. So war auf dem einen Panzerschiff der größte Theil des Maschinen-Personals eng mit dem Kapitän verwandt, während auf dem Admiralschiff selbst der eine Bruder des Admirals sich als Lazarethwärtner an Bord befand. Hierbei ist auch theilweise die Sprache maßgebend, denn da in jeder Provinz eine andere Sprache geredet wird, sucht sich jeder möglichst auf seine Landsleute zu beschränken. Die Mannschaften sind meistens leichte und schwächliche Figuren, nur unter den aus dem Norden China stammenden Matrosen sieht man große und oft schöne Gestalten. So war auch der Admiral, von tartarischer Abstammung, eine große imponirende Erscheinung, während durchweg alle übrigen Offiziere sehr klein und unbedeutend ausahen und bei ihren bartlosen Gesichtern den Eindruck einer Knabenschaar machten.

In Peking am kaiserlichen Hofe kennt man von Schiffen

und von ihren Einrichtungen überhaupt nichts; nur die Summen für Neubauten und Unterhaltungen werden dort genehmigt, wobei den Vicekönigen das nöthige Vertrauen geschenkt wird. Diese nun inspiziren hin und wieder, das heißt, sie gehen an Bord, machen eine kleine Fahrt; es wird ihnen ein wenig Bödsinn vorgemacht, denn ein ordentliches Exeritium ist unmöglich, da es nie geübt wird, und man nimmt vor allen Dingen nur darauf Rücksicht, daß der hohe Herr, der gefürchtete allmächtige Tyrann, sich nicht irgendwie den Kopf stoßt oder strauchelt, wozu auch die umfassendsten Vorbereitungen vorher getroffen werden. Um demselben den Zutritt in das Innere der Thürme auf den neuen Panzerschiffe möglichst bequem zu machen, wurden große Oeffnungen in den obern Theil der Thürme, und zwar in die, die Geschütze im Gefecht schützenden eisernen Glocken gemeißelt, ohne Rücksicht auf spätern Schaden und Verlust.

Der Commandant sagte mir ganz naiv, daß dem Vicekönig die Gefechts- und See-Tüchtigkeit dieser Schiffe Nebenache sei und er kein Verständniß von Kanonen habe, auch die ihm zum ersten Male zu zeigenden Schiffe nicht gefallen würden, so lange für ihn unbequeme Zugänge vorhanden und nicht alles auf die leichteste Art zugänglich gemacht würde.

Man kann sich nach diesen Schilderungen, so sagt der Verfasser der interessanten Schriiten, ungefähr einen Begriff machen, wie traurig in einem Kriege das Land mit seinem Küstenschutz bestellt ist, und wie so gänzlich harmlos und wirklich ungefährlich es ist, mit dieser Flotte in ein Gefecht sich einzulassen; denn wenn man, wie ich selbst, Gelegenheit gehabt hat, die Menschen und ihre Hilfsmittel zu studiren, begreift man nicht, daß im letzten Kriege von Seiten der Franzosen nicht alles vernichtet wurde, was an den Küsten von Marinematerial überhaupt existirte, und wenn man die Schilderungen über Vorgänge dabei von Seiten glaubwürdiger Augenzeugen hört, dann kommt man zu dem Resultat, daß nur einem wunderbaren Zufall oft die Chinesen die Erhaltung ihres Materials verdanken.

Allerlei.

Türkische Censur. Im „Nineteenth Century Magazin“ giebt Mr. S. Anthony Salmons einen amüsanten Bericht über die türkische Presse. „Sie ist ein bloßer Name ohne Substanz“ und dafür sorgt der türkische Censor, im Vergleich zu dem sein russischer Colleague noch „liberal“ genannt werden muß. Hier einige der Beispiele, die Mr. Salmons giebt. Er schlägt ein Blatt auf und liest: „Signor Crispi scheint in dem — Parlament — erreicht zu haben mit seiner Rede über — Sizilien und die — Bedingungen im Allgemeinen. Angehts dessen, daß — äußerste Linke — — in Sizilien — proklamirte, war es höchst wünschenswerth — und eine ausdrückliche Erklärung —“. — Ein Herr stirbt; er heißt zufällig Fr. Sultan; der Correcturbogen kommt zurück mit dem beim Namen ausgestrichenen „n“; es giebt ja nur einen Sultan! — Eine Notiz in einer arabischen Zeitung berichtete, Adalina Patti verdiene mit ihrem Singen jährlich einige tausend Pfund. Flugs streicht sie der Blattstift: „solche Neugierigkeiten möchten den Seelen der tugendhaften und gottesfürchtigen Unterthanen der schönsten Perle des Jahrhunderts Harm zufügen.“ Die Perle ist natürlich der Sultan. — Wenn von ihm die Rede ist, muß der Redakteur seine ganze Phantasie aufbieten, um ehrfürchtige Bezeichnungen aufzutreiben. Ein leichtsinniger Kunde hatte einst von der „Perle“ kurzweg als „Seiner kaiserlichen Majestät, dem Fürsten der Gläubigen und dem Schatten Allah's auf Erden“ gesprochen. Er wurde flugs zum Censor citirt und erhielt einen scharfen Verweis. Mr. Salmons citirt folgendes Beispiel des „orthodoxen“ Stiles, das er auf's geradewohl einer türkischen Zeitung entnahm: „Heute feiern wir den dreizehnten Jahrestag unseres Blattes, wir feiern ihn unter der Herrschaft der schönsten Perle des Zeitalters und des verehrten Mittelpunktes des Unidertums, an dessen Portal die Rameele der Gerechtigkeit und Gnade stehen und an dem die Augen der Könige und Völker des Westens hängen; die Herrscher dort sehen in ihm ein Beispiel politischer Kraft und die Völker ein Vorbild der Gnade und Güte; es ist unser Herr und Meister, der Sultan der zwei Küsten und der große König der zwei Meere, die Krone aller Zeiten und der Stolz aller Länder, der größte aller Kalifen; der Schatten Gottes auf Erden, der Nachfolger des Nooifels des Herrn, der siegreiche Eroberer Sultan Abdut Damid Khan.“ So ging's noch einige Zeilen weiter. Strenge verboten ist, das Wort „Majestät“ irgend einem anderen Herrscher beizulegen, und als vor einiger Zeit ein Blatt eine Lebensbeschreibung der englischen Königin gab und sie dabei „Königin von Großbritannien und Irland und Kaiserin von Indien“ nannte, wurde das „Kaiserin von Indien“ flugs gestrichen, „weil die Regierung des „Schattens Gottes auf Erden“ keinem Blatt gestatten könne, von einem christlichen Weib als der „Kaiserin“ über ein Land, in dem viele Millionen Mohammedaner leben, zu sprechen!“

Einem Besuch bei Hendrik Witbooi schildert der Reisende Dr. Bernhard Schwarz in seinem eben erscheinenden Werke „Aus allerlei Land und Volk“. Der gefürchtete Hottentottenhäuptling zeigte



sch, als Schwarz in dessen damaligem Hauptquartier eintraf, sehr feindselig; Schwarz hatte zum Glück ein Mittel bei sich, den ungnädigen Häuptling zu befähigen, nämlich — ein Säckchen mit Kaffeepulver. Die Döckentoten sind nämlich leidenschaftliche Liebhaber des duftenden Mokkas, der ihnen die Spirituosen ersetzt. Kaum hatte er das Säckchen gezeigt, als die Mienen Witbooi's sich verklärten, und als bald darauf die dampfenden Trinksnäpfe unter den Vornehmeren kreisten, nahm die Unterhaltung einen ganz freundlichen Charakter an. . . . Am anderen Morgen bot das Lager ein Bild des Friedens. Kinder tummelten sich zwischen den Hütten, Kühe wurden gemolken, Pferde wieherten und ganze Herden von merckwürdigen Ziegen und Schafen drängten sich der Weide zu. Beim Heraustrreten aus der Hütte fiel Schwarz ein Harmonium in die Augen, das auf einem Och erwagen stand. Als er es prüfte, wurde er sofort von den Eingeborenen aufgefordert, zu spielen. Er spielte Choräle und Hunderte stimmten in die Melodie ein und sangen mit solcher Kunst und Inbrunst, „daß auch das härteste Herz davon ergriffen sein würde.“ Als er endete, legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter. Es war Witbooi. „So, so ist recht“ (redt), sagte er. Von da an wurde Schwarz als Freund behandelt. Der Häuptling sprach fortan nur holländisch mit ihm, sorgte für ein reichliches Essen, das freilich meistens nur aus gebratener Ochsenleber bestand, und ließ die Hütte, um den Wind fern zu halten, mit frischem Rinderdung besmieren, und zwar durch keine Geringeren, als die Prinzessinnen Anna und Johanna, seine eigenen hübschen Töchter! Wie aber kam Musik und Choralgesang unter die wilde Rottte? Der Stamm war früher, als er noch in Gibeon anständig war, von den protestantischen Missionaren daseibst zum Christenthum bekehrt worden und beim Zurückweichen in die Wildniß hatte er äußerlich daran festgehalten. Ebenso hatte er, bei der allen Döckentoten eigenthümlichen musikalischen Anlage, den erlernten Gesang weitergepflegt. Nur war die Religiosität in eine gewisse Schwärmerei ausgeartet, die Politil und Religion verquickte und die Kriegs- und Raubzüge der Bande als gottgewollte Thätigkeit erscheinen ließ. Am nächsten Sonntag in früher Morgenstunde gab eine an einen Baum gehängte und mit einem Hammer geschlagene eiserne Wagenachse das Zeichen zum Gottesdienst. Alles strömte in die „Kirche“, ein dachloses, aus Baumstämmen und Keilen errichtetes rechtliches Gebäude. Zunächst wurden Choräle in der Nama-Sprache gesungen — Gesangbücher waren fast in Aller Händen —; dann hielt der „Schulmeister“ (der jüngste Sohn Witbooi's) eine Predigt, während ein graubärtiger Unterhändler durch die Reihen ging, um etwaige Unaufmerksamkeit auf den Kopf zu klopfen. Nach der Predigt folgten holländische Choräle, worauf ein steinalter „Kirchendiener“ ein Gebet und das Vaterunser, ebenfalls in holländischer Sprache, vortrug. Zum Schluß stellte sich das ganze Volk vor der Kirche auf und sang: „Nun danket Alle Gott!“, woran sich eine kurze kriegerische Ansprache eines Unterhändlers an die wehrfähigen Männer reihte. . . . Schwarz hatte Gelegenheit, Näheres über das Vorleben Witbooi's von ihm selbst zu erfahren. Von Haus aus war derselbe Führer von Ochsenwagen, ein Amt, das bei den schlechten Wegen ziemlich viel Geschicklichkeit erfordert. In einer stillen Nacht, als er seinem Gespann weit in die Wildniß vorausging und betrübt seines Bruders gedachte, der kurz zuvor in einem Gefechte sein Leben eingebüßt hatte, will er eine Stimme vernommen haben, die ihm zurief: „Warum trauerst du so hoffnungslos um den Gefallenen? Nicht er, du selbst bist berufen, Großes zu vollbringen; mache dich auf, der Retter deines Volkes zu werden!“ Ob Witbooi mit dieser Erzählung absichtlich täuschen will oder das Opfer seiner Phantasie ist, läßt sich schwer feststellen. Schwarz vermutet das letztere, zumal er auch sonst oft wie ein Schwärmer auftritt. Den Gottesdienst im Lager besucht er nicht, sondern während dieser Zeit wandelt er in der Gnade umher und wirft sich gelegentlich mit dem Antlitz auf die Erde, um so stundenlang in stummem Gebet zu verharren oder „göttlichen Eingebungen“ zu lauschen.

Von dem Grafen Geza Zichy, dem einarmigen Klaviervirtuosen und Intendanten der ungarischen Nationaloper, wird soeben ein Gedicht veröffentlicht, dem ein rührender Gedanke zu Grunde liegt:

Drei Waffen.

In meinem Zimmer auf grünem Tuch
hängt eine Waffentrophäe;
So oft ich sie erblicke, wird
im Herzen mir so wehe.
Ein Schwert die eine ist; das hat
mein Vater einst getragen,
Mit dem er manche grimme Schlacht
fürs Vaterland geschlagen.
Die zweite jene Flinte ist,
die mir den Arm zerhoben;
Die Sache lief noch glücklich ab,
hab' keine Thräne vergossen.
Die dritte meinem Sohn gehört,
Mit ihm starb all mein Hoffen —
Die kleine Kinderflinte ist's,
die mich ins Betz getroffen.

Humoristisches Allerlei. Durch die Blume. Frischen: „Papa, bist Du gut aufgelegt?“ — Vater: „Ja!“ — Frischen: „Papa,

willst Du auch gut aufgelegt bleiben?“ — Vater: „Ja, warum?“ — Frischen: „Dann zeig' ich Dir mein Schulzeugniß einanderes Mal!“

Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

In der Philipp Reclam'schen Universal-Bibliothek gelangen folgende Bände zur Ausgabe: Nr. 3281—3283. Deutsche Geschichte in Liedern deutscher Dichter. Zweiter Theil. Von Ferdinand II. bis Wilhelm II. Herausgegeben von Dr. Franz Leyner. Das hiermit vollständig vorliegende Werk wird jetzt auch in einen Ganzleinenband gebunden geliefert, in welcher Gestalt es sich zu Geschenken an Schüler, zu Schulprämien u. s. w. eignet. — 3284. Friedrich J. Pajeken, Aus dem wilden Westen Nordamerikas. Erlebnisse und Skizzen. Zweites Bändchen. Das erste Bändchen dieser Indianergeschichten, die den Vorzug haben, nicht am Schreibtisch erfunden zu sein, sondern auf thatsächlichen Erlebnissen und Ereignissen zu beruhen, hat so allgemeinen Beifall gefunden, daß der Wunsch nach einer Fortsetzung wiederholt laut geworden ist. Die im zweiten Bändchen enthaltenen ethnographischen Abhandlungen über die an Volkszahl immer mehr zurückgehenden Stämme sind ebenso werthvoll, als die landschaftlichen Schilderungen, die der Verfasser aus eigener Anschauung kennt, und die Jagd- und Kampfgeschichten interessant sind. — 3285. Rudolf Kneifel, Der Stebauf. Lustspiel in vier Aufzügen. Regie- und Souffirbuch. — 3286. Xavier de Maistre, Die junge Sibirierin. Erzählung. Aus dem Französischen übertragen von Dr. Maximilian Emil Wittmann. — 3287. Johann Ludwig Weber, Die beiden Herren Lieutenants. Schwank in einem Aufzuge. Souffirbuch mit der vollständigen Regiebearbeitung. — 3288—3290. Briefwechsel zwischen Abaelard und Heloise mit der Leidensgeschichte Abaelards. Aus dem Lateinischen überfetzt und eingeleitet von Dr. P. Baumgärtner. Abaelard und Heloise gehören zu jenen Liebespaaren von weltgeschichtlichem Rufe, deren Namen unauf löslich miteinander verbunden sind wie Dante und Beatrice, Petrarca und Laura. Die hier in neuer vorzüglicher Uebersetzung veröffentlichte Briefsammlung ist schon seit lange im deutschen Buchhandel vergriffen. Es ist deshalb ein besonderes Verdienst des Uebersetzers, das für Kirchengeschichte, Theologie, Jurisprudenz und Philosophie höchst interessante Werk der Vergangenheit entziffen zu haben. Die Sammlung umfaßt 12 Briefe. Dabei ist als erster Brief das unter dem Namen der „Leidensgeschichte“ (historia calamitatum) bekannte Schriftstück mit-erzählt, das in Form eines an einen Freund Abaelards adressirten Briefes das vielbewegte Leben des letzteren, des nächsten Denkers des zwölften Jahrhunderts, schildert bis zu dem Zeitpunkt, wo er in den großen Streit mit Bernhard von Clairvaux eintritt — also ein Stück Autobiographie, das die Einleitung, ja sogar die Veranlassung zu seinem Briefwechsel mit Heloise bildet.

Der Hauspoet. Neuestes Universalbuch der Wünsche und Ansprachen, Begrüßungen, Aufführungen und Widmungen zu allen festlichen Anlässen und für jedes Alter. Nebst Stammbuchversen, In- und Aufschriften &c. Herausgegeben von Constanze von Franken. 29 Bogen Gr.-Oktav. Broschirt 3 M., elegant gebunden 3.75 M. Verlag von Leyp u. Müller in Stuttgart. Es ist eine schöne Sitte, in gebundener Rede, in schwingvollen Versen häusliche und familiäre Feiern zu verherrlichen und zu verschönern — es ist aber keine schöne Sitte, daß bei solchen Gelegenheiten mit Vorliebe der Dilettantismus des Reimens sich breit macht und die „Dichtertitis“ grausam ihre Opfer verlangt. Somit ganz gutmüthige und nette Leute werden da plötzlich wüthende Dichtertlinge und die Feiertheilnehmer, die, nichts böses ahnend, in bester Stimmung sich eingefunden haben, erfahren beim Hören oder Lesen der Feiertichtungen, wie auch ihnen des Lebens ungemischte Freude nicht zu Theil wird. Diese grassirende Reimsucht ist um so unerzehrlicher, als es doch wahre Perlen von vorzüglich zum Vortrage für frohe wie erste Anlässe geeigneten Dichtungen giebt, die uns echte Dichter geschenkt haben. Es war daher ein guter Gedanke von der als Verfasserin sehr beliebter Schriften bekannten Constanze von Franken, diese Perlen zu sammeln und in schöner Fassung nun aneinandergereiht allen denen zu widmen, die bei irgend einer vom Alltagsleben sich abhebenden betteren oder würdigen Festlichkeit das Bedürfnis oder die Verpflichtung haben, ihre Sympathien für die Gefeierten, ihre Freude an einem besonderen Ereignisse im Verwandten- oder Bekanntenkreise, ihre herzlichste Gefinnung für diese durch poetische Gaben zu bekunden. Und letztere sind nun in mannigfaltigster Art mit riesigem Sammel-eifer von Constanze von Franken im „Hauspoet“ zusammengetragen. Vom bescheidensten Wunsch des Kindes bis zur größeren Auführung der Erwachsenen, alles ist in v. Franken's „Der Hauspoet“ vertreten, was immer wir in Haus und Familie auf dem Lebenswege von der Wiege bis zum Grabe von wichtigen Stationen durchzumachen haben: Taufe, Konfirmation, grüne, silberne und goldene Hochzeit, Jubiläen, patriotische Gedenktage, Neujahr, Weihnachten, Geburts- und Namens-tage; ferner finden wir darin: Stammbuch- und Album-Verse, Gedichte zur Begrüßung, Abschied und Gensung, Begleitverse zu Geschenken, Glückwunsch-Telegramme, In- und Aufschriften, Grabschriften und Nachrufe — nichts ist vergessen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Gebenleben. — Rotationsdruck der „Halle'schen Zeitung“ Halle (S.), Leipzigerstr. 87.